

Prof. Bades überraschende Ansichten über die ersten Amerika-Auswanderer

## Relikte einer Bindestrich-Kultur

Krefelder Familien waren Quäker und Pazifisten — Deutsche Herkunft oft verschwiegen

„An Gaul! An Gaul! Mei Kenichreich for'n Gaul!“ — wer mit diesen Worten gleich Shakespeares Richard III. Hab und Gut für einen eher normalen Vierbeiner anbietet, wird bei seinen Landsleuten rein sprachlich auf recht geringes Verständnis stoßen. Denn: Einen derartigen Mischmasch aus Fränkisch und Amerikanisch kann nur der Nachfahre süddeutscher Auswanderer in die USA sprechen.

Dennoch hat es mit solchen Ausdrücken schon eine besondere Bewandnis: Sie zählen zu den wenigen Überresten deutscher Kultur, welche die beiden Kriege zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland überstanden haben. So etwas wie Little Italy, Chinatown oder French Quarter, eine deutsch-amerikanische Mischkultur also, konnten die deutschen Auswanderer in den Staaten nicht über zwei Kriege hinweg erhalten.

Schon an diesem Beispiel zeigt sich, daß die Bindung zwischen Deutschen und Amerikanern keineswegs so problemlos war, wie das in den Festreden zum Tricentennial, der 300-Jahr-Feier der vorgeblich ersten Auswanderung von Krefeld nach Germantown nahe Chicago, gerne dargestellt wurde. Der Glaube an Gemütlichkeit und „Treue fest“ jedenfalls ist eine Illusion, wie sie allerdings auf beiden Seiten des Atlantiks gepflegt wird. Prof. Dr. Klaus J. Bade, Erlanger Geschichtspräsident mit Vertretungslehrstuhl in Osnabrück, sieht von Berufs wegen eher die Realität — und in ihr ist das Verhältnis zwischen Deutschen und Amerikanern über lange Zeit von Mißverständnissen und Feindbildern beherrscht.

An jenen ersten dreizehn Familien zum Beispiel hätten die sie feiernden Politiker kaum ihre helle Freude gehabt — waren es doch Quäker, die jede Kriegshandlung ebenso ablehnten wie einen Eid oder das Abnehmen des Hutes zum Gruß. Sie waren selbst im relativ liberalen Krefeld in Bedrängnis geraten und wollten aus diesem Grund in das damalige Land der Glaubensfreiheit, die USA. Viel unfreiwillige Komik liegt schon darin, daß im Zenit des Streites um die NATO-Nachrüstung ausgerechnet diese Pazifisten als Gründerväter der deutsch-amerikanischen Freundschaft gefeiert wurden.

Nicht einmal das Datum stimmte, an dem ihre Ankunft in Philadelphia gewürdigt wurde: Es sollte der 6. Oktober sein, doch Bade weiß, daß zu dieser Zeit in der englischen Zeitrechnung noch der Gregorianische Kalender galt — und der ging zehn Tage nach, so daß die wirkliche Landung am 16. Oktober 1683 gewesen sein mußte. Ja, sie waren nicht einmal die ersten Auswanderer. Vor ihnen, so Bade, hatten sich schon Tausende Deutscher die USA als neue Heimat ausgesucht. Freilich begann mit ihnen die Zeit der Gruppenauswanderung, in der sich auch ganze Dorfgemeinschaften eine neue Heimat suchten; sie waren eher religiös-utopisch, frühsozialistisch orientiert.

Doch die Mehrzahl der Deutschen auf dem Weg in die Vereinigten Staaten wurde von wirtschaftlichen Motiven getrieben. In der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts herrschte tiefe Massenarmut. Teuerung und Ernährungskrisen, Mißernten, geringer Lohn, Unterbeschäftigung und Arbeitslosigkeit — diese überhaupt nicht gute alte Zeit ließ in diesem Jahrhundert fünf Millionen Deutscher ihr Bündel packen und in den USA das Glück versuchen.

Es waren nicht die Reichen oder Gebildeten, die sich eine Schiffskarte lösten, sondern vorwiegend die unteren sozialen Schichten, die von den Krisen am stärksten betroffen waren: Handwerker oder kleine Gewerbetreibende, Tagelöhner, Bauern vielleicht. Nicht, daß ihr Verlust zu Hause schmerzte, die Regierenden konnten froh darüber sein, denn: „Die gesellschaftliche Katastrophe“, so analysiert Bade, „fand in den gefürchteten Dimensionen auch deswegen nicht statt, weil sie ihre unmittelbar betroffenen Opfer exportierte.“ Die Massenbewegung in Richtung New York, Los Angeles oder Philadelphia war ein soziales Sicherheitsventil, das Wirtschaft und Gesellschaft der zu Hause Gebliebenen stabilisieren half.

Ab 1890 freilich ebnete dieser Menschenstrom ab. Zwei Gründe hatte dies in Badens Augen: Einmal war auch im gelobten Land, den USA, nicht alles Gold, was glänzte; vor allem konfrontierte es seine Neubürger, die sich doch eigentlich im überkommenen Zunftsystem am wohlsten gefühlt hatten, mit den ehernen Regeln des Kapitalismus. Und zum zweiten, vielleicht noch wichtiger, entstand nun in den deutschen Städten Industrie und damit — Arbeitsplätze, so viele sogar, daß das Auswanderungsland Deutschland Einwanderer im Osten, in Polen suchen mußte.

Für die Fortgegangenen, die Deutsch-Amerikaner, sollte der große Kulturschock erst noch kommen. Konnten sie bis zum ersten Weltkrieg ihre Bindestrich-Kultur, aus beiden Nationalitäten zusammengesetzt, noch sorgsam pflegen, so war es damit nach den Kriegshandlungen zwischen beiden Staaten vorbei. Zu groß war der Loyalitätsdruck; sie hatten sich zu entscheiden. Und da konnten sie wohl nur das Amerikanische betonen und die Herkunft möglichst unerwähnt lassen. Das gleiche wiederholte sich, als Hitlers Nazi-Germany die ganze Welt erobern wollte. Nach Bades Meinung lag es an diesen historischen Bedingungen, nicht aber an einer spezifisch deutschen Anpassungsbereitschaft, daß sich so wenig kulturelle Hinweise auf die ehemals deutschen Mitbürger in den USA finden.

Eine eher komplizierte, von Mißverständnissen gezeichnete deutsch-amerikanische Beziehung ist das schon, da hat Geschichtspräsident Bade sicher recht. Falsch aber wäre der Schluß, daß allein deshalb für die Zukunft alle Mißverständnisse und Interessengegensätze ausgeschlossen sind.

DIETER SCHWAB